

ERINNERUNGEN AN DAS LEOGANG VON GESTERN.

KARL SCHMIDT

Den größten Teil meines Erdenwegs habe ich hinter mir. Ich bin jetzt, mit 85 Jahren, älter als meine ganze Familie geworden ist: Meine Schwester, die älteste von den Geschwistern, starb im Alter von 83 Jahren. Ich habe sie und alle anderen Familienmitglieder - meiner Pensions- und Krankenkasse zum Trotz - überlebt. Ich habe Geschichte gesehen: Meine Zeit - sie war wechselvoll - liegt in vier geschichtlichen Epochen. Ich war lebendiger Zeuge von großen Weltbegebenheiten. Einem unsinnigen Krieg habe ich 5 1/2 Jahre meines Lebens geopfert. Ich habe die Welt gesehen: Für fast ein Drittel meiner Jahre ist mir die Neue Welt zur zweiten Heimat geworden. Es waren schönere Jahre als die, die mir zuvor in der eigentlichen Heimat gegönnt waren. Von dort aus habe ich auf unzähligen Reisen einen großen Teil der Welt entdeckt. Bei all den Unternehmungen und Wagnissen ist mir meine Frau zur Seite gestanden. Ein gnädiges Geschick hat sie im rechten Augenblick von der Goldenen Stadt zum "Golden Gate" an der Bucht von San Francisco verschlagen. Für den Lebensabend haben wir Salzburg, die Stadt meiner Jugendjahre, zu unserem Tuskulum erwählt. Und damit schließt sich mein Lebenskreis.

Wenn ich heute von Salzburg auf Leogang zufahre und der Spielberghörner von weitem ansichtig werde, beginnen in mir Erinnerungen wach zu werden. Ich sehe genau mein Elternhaus vor mir, meine Lehrer und meinen Pfarrer, meine Kindheit und meine Jugend. Noch einmal möchte ich mich in dieses mein Heimatdorf zurückversetzen lassen und einiges zu Papier bringen.

Das Leogang der Nachkriegsjahre - und hier meine ich den Ersten Weltkrieg - war das kleine unberührte dörfliche Idyll, wie man es nur mehr in einem Heimatmuseum finden würde. Man sucht in unserem Dorf heute vergeblich die vertrauten Häuser meiner Kindheit, die kleinen Krämerläden oder die Wagnerwerkstätte. Verschwunden ist die Schmiede beim Frick, wo wir Buben uns nicht sattsehen konnten an dem schweren, von Wasserkraft betriebenen Hammer, wie er das rote Eisen flach klopfte. Die niedrigen Schusterwerkstätten, der kleine Tabakladen, das einfache Dorfgasthaus sind nicht mehr. Sie mußten Neubauten, sanierten Häusern, Gewerbebetrieben und Hotels Platz machen. Wo vor wenigen Jahrzehnten Almhütten mit dem großen Kupferkessel über der offenen Feuerstelle waren, grüßen nun Berghütten, die auf Konsum ausgerichtet sind. Unsere Mütter und Tanten trugen noch beim sonntäglichen Kirchgang die alte Pinzgauer Tracht. Heute wird sie als Frauenfesttracht nur bei besonderen Anlässen aus dem Kasten geholt. Und Männer in kurzen Lederhosen mit der "Gatti Hose" darunter sind rar geworden. Der letzte, an den ich mich erinnere, der sie trug, war der alte Frick Melker, drei Generationen zurück.

Ein einziger grüner Teppich breitete sich vom Dorf nach Griesen und Saalfelden aus, auf dem sich die Straße, eher ein Fuhrweg, entlang der Ache dahinzog. Durch dieses wundersame Tal, wo jede Stunde noch 60 Minuten hatte, läuft nun ein Asphaltband, auf dem der motorisierte Verkehr nicht mehr zur Ruhe kommt.

Luftverschmutzung, Lärm und Verkehrsunsicherheit sind die Folge. Und das alles geschieht im Namen des Fortschritts und der Verbesserung der Lebensqualität. Was in der Dorfgemeinschaft, wie ich sie in meinen Kindheitstagen erlebt und gesehen habe, klein, ruhig und gemächlich war, hat eine Aura von Größe, Hast und Unruhe angenommen. Leogang hat die Enge des Dorfes endgültig hinter sich gelassen. "Small is beautiful" gilt für unser Dorf nicht mehr. Auch unsere Jugendlichen wachsen heute unter völlig neuen Bedingungen auf. Durch die Kommunikation mit dem Fernsehschirm und mit Touristen, durch die Pop Kultur und eine Wirtschaftsentwicklung, die zu Wohlstand geführt hat, sind sie in den Köpfen bereits zu Stadtmenschen geworden, auch wenn ihre Wohnumgebung noch teilweise ländlich ist.

Aus dem verschlafenen Flecken am Fuß der Steinberge ist schließlich ein Ferien- und Wintersportparadies geworden, das in aller Munde ist. Der Fortschritt hat Leogang eingeholt. Es ist in der Natur der Dinge: Wer das Neue will, der muß viel Altes zerstören - Licht- und Schattenseiten des Fortschritts.- Trotz aller Veränderungen im Laufe der Nachkriegsjahre hat der Ort doch seinen ländlichen Charakter behalten. Leogangs Bergwelt, seine blühenden Almhänge, seine grünen Wälder sind heute dieselben. Und die Kirche steht noch im Dorf. Auch seine Bevölkerung hat nie die Bodenhaftung verloren. Selbst in Nobelhotels spürt man noch etwas von der dörflichen Atmosphäre. Wenn ich heute im "Löwenhof" einkehre, werde ich vom Besitzer mit der gleichen Freundlichkeit willkommegeheißen, wie es vor Generationen im alten Gasthaus Madreiter der Fall war. Ähnliches gilt für die anderen Vier-Sterne-Betriebe. Auch ein bißchen Geschichte und Tradition sind in "Leos Wunderbarer Welt" noch erhalten. Dies ist zum Teil ein Verdienst der Vereine, die das Leben im Ort ganz besonders mitgestaltet haben, allen voran die Trachtenmusikkapelle und die anderen Musikgruppen. Manches Alte findet man wohl nur mehr im Bergbaumuseum in Hütten.

Vor meiner Zeit gab es in der Gemeinde nur eine Fremdenverkehrsattraktion, das Heilbad Leogang. Es verdankte seinen Ruf der Heilkraft seiner Quellen, die Gicht und Rheuma kurieren sollten. Durch seine besondere Lage in 892 Meter Höhe und seine reiche Auswahl an schattigen Waldwegen ist das Badhaus, wie es allgemein genannt wurde, auch als Luftkurort propagiert worden. Das Sommergeschäft für Privatvermieter ist in seinen ersten Anfängen mit dem Namen Adrian verknüpft. Fräulein Mimi Adrian kam 1922 als Lehrerin nach Leogang. Herr und Frau Schulrat Adrian, ihre Eltern, und zwei weitere Generationen waren von dieser Zeit an regelmäßige Sommergäste beim Wechselsberger in Rosental.

Unter den frühen deutschen Sommergästen entsinne ich mich einer Berliner Familie, namens Thal, mit denen wir gerne Ausflüge gemacht haben. Wahrscheinlich gab ihre hübsche Teenage-Tochter Bärbl den Anreiz dazu. Eine photographische Dokumentation mit der Familie vor der Passauerhütte ist noch in meiner Bildersammlung. Mit auf dem Bild sind zwei meiner Brüder und ein Jugendfreund und Nachbar von uns, Graf Toni, der 1941 als Pionierleutnant am Eismeer gefallen ist. Auf der Rückseite des Bildes ist

zu lesen : "Zur lieben Erinnerung an die schöne Ferienzeit in Leogang 1930, von Bärbl."

In den Dreißiger Jahren nahm der Fremdenverkehr aus dem benachbarten Deutschland eine erfreuliche Aufwärtsentwicklung, bis A. Hitler 1933 den Fremdenstrom mit der Tausend-Mark-Sperre zum Erliegen brachte (Tourismus als machtpolitisches Instrument), und dann dauerte es noch Jahre, bis wir als "Ostmärker" die deutschen Brüder willkommen heißen durften.

Meine Kindheit - was zeitigte sie nicht alles ! Dem Übergang von der Petroleumlampe zum elektrischen Licht ! - ich war Zeuge davon. Das erste Kraftwerk im Dorf, wenn man es so nennen darf, wurde 1924 an einem Gerinne beim Schwarzbach in der Nähe vom heutigen Mariacher Haus errichtet. Es war weit von dem entfernt, was man sich heute unter einem Kraftwerk vorstellt. Den Launen der Natur unterworfen versagte es, wenn man es am nötigsten brauchte, im Winter und bei Unwetter. Die zweite verbesserte Version baute man später an der Leoganger Ache beim heutigen Krallersteg. Ich sehe noch die Elektriker mit Hammer und Meisel vor mir, wie sie bei der Installation im Haus an die Arbeit gingen. Meine Mutter meinte, dieses neue Licht wäre den Staub nicht wert, den sie bei ihrer Arbeit aufwirbelten, aber sie änderte bald ihre Meinung. Zu Beginn war der Pfarrer Gaßner Vorstand der privaten Elektrizitätsgesellschaft.

Zur gleichen Zeit erschien der erste Telefonkasten am Gendarmenrieposten, wenn auch so bald nicht in den Wohnungen. Mein Vater, der bereits etwas an Schwerhörigkeit litt, war nicht sehr eingenommen von dieser technischen Neuheit. Sie war auch ein Grund für seine frühe Pensionierung.

Wenn ich zurückdenke an mein Maturajahr 1932 - ich kam im Juni mit dem Reifezeugnis und einem alten Radioapparat nach Hause. Diesen hatte ich in Salzburg bei einem Trödler erstanden. Ich wollte den Eltern damit eine Freude machen, aber bei der Mutter kam ich damit übel an. Sie, die musikalische, die Sängerin im Kirchenchor, fand das was sie im Kasten hörte, eher ein Geräusch als Musik. Ich gebe zu, dieses Radio Modell, eines der ersten seiner Sorte, hatte allerlei Mücken. Bei Tag konnte man den Sender München recht anständig hören, aber wenn es gegen Abend hin ging, mischten sich die Sender Wien und Prag hinzu, und was dann herauskam, war ein Musiksalat. Mein Vater frettete sich mit diesem Kasten noch Jahre, bis er in der Lage war, ihn gegen ein neues Modell einzutauschen. Mein erstes Radiogerät war ein sogenannter Detektor-Empfänger, von dem sich heute niemand etwas vorstellen kann, der ihn nicht gesehen und bedient hat. Der "Apparat" war nicht mehr als eine Spule mit einem Kristall und einem Kopfhörer (ohne Netzanschluß). Damit hörten wir das erste Rundfunkprogramm, das die RAVAG, die österreichische Rundfunkanstalt ab 1924 ausgestrahlt hatte.

Das Auto, das Motorrad - in meiner Kindheit gab es sie noch nicht. Da waren Pferdefuhrwerke, die am Posthaus vorbeifuhren - der Kaufmann Hutter auf dem Weg vom Bahnhof ins Dorf mit seinem Roßgespann, das mit Säcken und Kisten beladen war. Oder Radfahrer, die in der Post oder bei der Gendarmerie etwas zu

erledigen hatten. Im Winter, es war noch lange dunkel, hörten wir im Halbschlaf das Schellengeklingel der Pferdeschlitten vom Sägewerk Frick. Sie waren unterwegs in den Schwarzbach, von wo sie Stunden später schwer beladen mit Blochholz auf das Sägewerk im Dorf zufuhren. Der einzige Verkehrslärm, den man hörte, war das gelegentliche Rollen einer Zugsgarnitur drüben auf der Sonnenseite.

Ich denke noch an den Sommer, in dem ich als Bub täglich den weiten Weg zum Griebbauern machte, um Milch zu holen. Mein jüngerer Bruder Toni war noch zu klein dazu, die älteren Geschwister bereits außer Haus in der Lehre. So fiel dieser Job mir zu. Damals war die Straße dorthin eine große Fußgängerzone. Ich hatte sie für mich, nur ab und zu teilte ich sie mit einem Landstreicher oder einem Fuhrwerk. Auch Hausierer waren im Ortsbild keine Seltenheit. Sie kamen mit ihren Kraxen und Bauchläden über die Tirolergrenze ins Salzburgerische. Und dann kam das Auto. Es begann alles sehr harmlos. Da stand zuerst eines auf dem Kirchplatz. Wir Buben konnten nicht genug davon sehen. Dann waren es mehr, die den Straßenstaub aufwirbelten. In der Regel kamen mit ihnen Handelsreisende, die beim Hutter oder sonstwo haltmachten. Dr. Thalmann war ohne Zweifel der erste Leoganger, der ein solches Gefährt sein eigen nannte. Es kam damals nicht selten vor, daß Leute vor den herannahenden Autos auf die Wiesen flüchteten, so ungewohnt war in meiner Zeit noch der Anblick dieser Fahrzeuge. So begann für Leogang allmählich die neue Ära, das Zeitalter der Motorisierung, die sein Straßen- und Landschaftsbild ein für allemal änderte. Heute hätte man Mühe, die Ortsbewohner zu zählen, die ein Zweitauto besitzen. Ist diese Entwicklung Grund zur Freude oder zum Nachdenken ?

Mein Elternhaus war das ursprüngliche Posthaus, das Herr Fischbacher in den Vierziger Jahren gekauft und gänzlich umgebaut hat. Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen unserem Zuhause und dem, was man sich heute unter einer Durchschnittswohnung vorstellt ! Sie bestand aus, sage und schreibe, zwei Räumen. Zum Glück stand uns ein der Gendarmerie gehöriges Dachzimmer zur Verfügung. In der Wohnung weder elektrisches Licht, noch fließendes Wasser; von WC und Bad natürlich keine Rede. Ja, es gab nicht einmal ein Abflußrohr für Wasser aus der Küche. Unsere Mutter mußte das Wasser nicht nur kübelweise aus dem Pumphaus im Freien ins Haus tragen, sondern es auch Kübel für Kübel wieder ins Freie schleppen. Einen Waschtag im Hause Schmidt kann sich wohl jeder selbst ausmalen. Es war ein Tag, der in K.H. Waggers Worten "mit Ohrfeigen geschwängert" war. Erst später haben wir beim Grundbach, unserem stets hilfsbereiten Nachbarn, die direkt am Schwarzbach gelegene Waschkütte benutzen können.

Das Schönste am Posthaus waren außer dem Balkon, der ein Teil unserer Wohnung war, die Gärten ringsherum. Sie sind heute entweder verbaut oder ein Teil des neuen Friedhofs. Das uns gehörige Fleckchen war ein Gemüsegarten, nur durch eine Mauer vom Friedhof getrennt. Wir sind mit dem Friedhof aufgewachsen: Der erste Blick, den wir morgens aus dem Fenster machten, fiel auf

den Kirchhof. Begräbnisse dort gehörten für uns genau so zum Dorfgeschehen, wie die sonntäglichen Kirchgänger. Und die Friedhofsmauer war ein beliebter Tummelplatz für uns Kinder. Jedoch auf der Seite, die der Hausfrau gehörte, lockten Reihen von Johannis- und Stachelbeeren, sowie Erdbeeren. Ein luftiges Gartenhaus in der Mitte von all diesem Überfluß hat zum Verweilen eingeladen. Es erforderte ein großes Maß von Selbstkontrolle, wenn wir dort im Sommer saßen, um nicht in Adams und Evas Sünden zu verfallen, denn rings um uns herum waren nichts als verbotene Früchte.

Für uns Kinder war der mit wildem Wein umrankte offene Balkon der Lieblingsplatz im Hause, wo wir auch mit der Natur und dem Dorfgeschehen in unmittelbare Berührung kamen. Der Wuchs von Grün war dicht genug, um uns von den Blicken der Außenwelt abzusichern, gab aber andererseits die panoramische Aussicht auf das Leoganger Tal frei. Auf welcher Seite man durch das Laubwerk schaute, traf der Blick auf Berge: Im Westen die Spielberg Hörner, im Osten hinter der Dorfkulisse die Felsmauer des Steinernen Meeres und vor uns die Kette der Leoganger Steinberge. Daß wir Kinder besonders im Sommer unsere Zeit gerne auf dem Balkon verbrachten, war nicht zu verwundern. Er war unser Spiel- und Leseraum, unsere Aussichtswarte und Horchposten. Hier sind wir abends oft mit den Eltern gesessen und haben das Alpenglügen auf dem Steinernen Meer verdämmern sehen. Später als wir uns für die Welt der Erwachsenen zu interessieren begannen, belauschten wir aus unserem sicheren Versteck Nachbarn und Postkunden, die sich unter unserem Balkon begegneten und Geschäftliches oder Privates beredeten. Vor dem Posthaus war damals, wie auf dem Kirchplatz am Sonntag, der Herzschlag des Dorfes zu spüren. Erst mit der Verbreitung des Fernsprechnetzes in den späten Zwanziger Jahren wurden die Postkunden seltener, es sei denn, man kam persönlicher Gründe wegen zum Postfräulein ins Amt. Das kam auch vor. Zumindest für einen prominenten Leoganger endeten die vielen Gänge zum Postamt mit dem Gang zum Traualtar. Zerstreuung mittels Radio und HiFi war damals noch fern, unbekannt das Fernsehen. Man war auf Unterhaltung und Seifenopern angewiesen, wie sie vom Leben inszeniert werden. Und heute denke ich noch gerne an das Postamt meiner Kindheit.

Wir Kinder hatten das Glück, gute Eltern und mit ihnen eine unbekümmerte Kindheit zu haben. Unser Vater, seines Zeichens k. und k. Wachtmeister der Gendarmerie und Postenkommandant, war ernst und wortkarg, der beste Familienvater. Ein Mann, der in der Ausübung seines Berufes äußerst korrekt war. Sein einziges Vergnügen war, am Sonntag nachmittag in der Schlemmerstube - die Schuhmacher Familie ist meines Erachtens ausgestorben - mit ein paar Gleichgesinnten zu tarockieren. In der Schlemmerstube, weil sie sich das Geld für Getränke im Wirtshaus sparen wollten. Wohl leistete er sich jeden Sonntag eine "Virginia", die lange dünne Zigarre mit dem Strohmundstück. Sonst rauchte er eine seiner Pfeifen, die in einem schmucken Halter aus Holz eine Wohnecke zierten. Die Bezahlung der kaiserlichen Beamten war in der heutigen Sicht ein eher spärliches Einkommen. Auch das soziale Netz für kinderreiche Familien stand in keinem Verhältnis zu dem von heute. Die Kinderzulagen waren bescheiden,

die staatlichen Stipendien für Studierende kaum der Rede wert. Dasselbe gilt für die Beamtengelder in der jungen Republik. In seinen Pensionsjahren arbeitete der Vater als Kassier für die Leoganger Elektrizitätsgesellschaft und die Caritas Sterbeversicherung. Von Gerstboden bis Griesen war er zu Fuß unterwegs, um seine Kunden zu betreuen. Und weil er gut bei der Feder war, fungierte er auch als Lokalkorrespondent für die "Salzburger Chronik", den Vorgänger der Salzburger Nachrichten. Seine Bezahlung war ein freier Zeitungsbezug.

Die Mutter arbeitete unverdrossen und scheute keine Mühe in der Sorge um die Familie. Nicht einmal das Sauberhalten der Gendarmerie Räume fand sie unter ihrer Würde. Trotz allem blieb sie eine Frohnatur. Sie sang für ihr Leben gerne im Kirchenchor, genau wie ihre Tochter Greti, die ein Ebenbild ihrer Mutter war.

Unser Vater hat keinen seiner Buben angeregt, in seine Fußstapfen zu treten. Der Beruf sei mit zu viel Ärger verbunden. Am nächsten kam ihm mein Bruder Hans, der die Laufbahn eines Zollwachebeamten wählte. Aber ihm wurde die Uniform zum Verhängnis. Die Aufseher im russischen Kriegsgefangenenlager fanden ein Bild von dem uniformierten Zollbeamten, und kamen zu dem Schluß, hier handle es sich um die Uniform eines der schlimmen Nazitrupps, wenn nicht gar der S.S. Die Extrajahre, die er in Rußland absitzen mußte, waren die Folge dieses Trugschlusses. Mehr Glück als Hans hatten mein Bruder Sepp und ich. Wir kehrten gesund und ohne den Umweg über ein Gefangenenlager von der Front heim. Toni beendete nach vielen Fronteinsätzen das Medizinstudium an der Universität Innsbruck mit dem Dr.Med.

Noch einmal will ich zurückblenden in das alte Posthaus dort wo in den frühen Morgenstunden des 27. April 1912 mein Lebenslauf begann. Frau Maria Wenger, die Hebamme, hatte diese Nacht alle Hände voll zu tun. Stunden später meldete sich nämlich der Storch im Hause des Tischlermeisters Höll, wo der kleine Max das Licht der Welt erblickte. Der Monat April 1912 stand nicht gerade unter einem glücklichen Stern. Wenige Tage nach meiner Geburt - sehr ungewöhnlich für diese Jahreszeit - ging über Leogang und Saalbach ein arges Unwetter nieder, von dem ich natürlich nur vom Hörensagen weiß, und richtete in den Gemeinden großen Schaden an. Und weit weg, am anderen Ende des Globus ein welterschütterndes Ereignis zehn Tage vorher: Der englische Luxusdampfer "Titanic" lief auf seiner Jungfernfahrt nach New York auf einen Eisberg auf und versank mit fast 1,600 Passagieren im Atlantik. 75 Jahre später stehe ich, wie es der Zufall will, in der ostkanadischen Stadt Halifax auf einem Friedhof am Grabe mehrerer Opfer der Katastrophe. Man legte jene Toten, die vom nassen Grab gerettet aber nicht identifiziert werden konnten, in Halifax, der nächsten kanadischen Stadt, zur letzten Ruhe. Ebenfalls knapp nach meiner Geburt - die Erde begann zu beben und sich zu öffnen, aber Gott sei Dank im fernen Alaska. Mt. Katmai im Tal der "10,000 Dämpfe", wie die Indianer dort sagen, blies in einer gewaltigen Eruption seinen Gipfel in die Luft und verwüstete das Land ringsum. Und nachdem sich der Stein- und Aschenregen gelegt hatte, merkte man, daß der Berg einige hundert

Meter an Höhe verloren hatte. Heute tummeln sich wieder die gewaltigen Alaskabären und Elche in der völlig regenerierten Landschaft des Katmai-Nationalparks.

Meine Kindheit fiel noch in die letzte Glorie der Geschichte Österreichs, der Doppelmonarchie. Es war ein Reich, das viele Länder, Völker, Sprachen und Kulturen umfaßte. Und in dieser Vielfalt lag auch der Keim für seinen Untergang. Wie so oft, brodelte es auf dem Balkan, dem alten europäischen Krisenherd, und bei Krupp und Skoda schmiedete man bereits die Waffen, die 1914 zum Einsatz kamen. Bei Ausbruch der Feindseligkeiten war sich die Führung in Wien sicher, daß die Soldaten Weihnachten zu Hause feiern würden. Da der Kaiser auf keinen langen Krieg vorbereitet war, fehlte es, zum Unterschied vom Zweiten Weltkrieg an entsprechender Planung. So war es gar nicht zu verwundern, daß es bald an den nötigsten Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen mangelte. Unvergeßlich sind mir aus dieser Zeit die Bilder von den kargen Mahlzeiten. Mit den Jahren wurden die Suppen immer dünner, und ein Marmeladebrot war das höchste der Gefühle. Wenn es Mehl gab, war es von solcher Qualität, wie man es sich heute nicht vorstellen kann. Einmal wollte die Mutter damit Buchteln machen, aber was aus der Kasserole herauskam, war eine uneßbare, schwarze, klebrige Masse. Nach einer Kostprobe sahen wir uns gegenseitig an. Die Mutter wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen. Manchmal suchten wir Kinder Eßbares im Wald oder auf den Wiesen. Da gab es Dotterblumen, Kresse und Eicheln - aus denen brannte man Kaffee Ersatz. Auch die Rohstoffe für die Waffenerzeugung wurden immer knapper. Im dritten Kriegsjahr mußten Hausgeräte aus Zinn und Kupfer, sowie Münzen abgegeben werden. Wir verloren in der Küche unseren in den Herd eingebauten kupfernen Heißwasserspeicher. Und wie im 2. Weltkrieg wurden die Kirchenglocken eingeschmolzen. Zimmermeister Stöckl, ein Bruder des Kirchenwirts, hatte das Kommando bei der Glockenabnahme.

Ein freudiges Ereignis im Kriegsjahr 1916 darf ich nicht vergessen, die Ankunft des letzten Wachtmeister Sprossen. Es war Palmsonntag. Ich wurde früher als sonst aus dem Bett geholt. Da war eine fremde Frau im Haus, die geschäftig das elterliche Schlafzimmer ein und aus lief. Ich konnte mir den Aufruhr nicht erklären, bis ich meinen neuen Bruder Toni zu sehen bekam.

Im November 1918 kam das Ende des Krieges. Die Ausdrücke "Umsturz" und "Zusammenbruch" haben sich mir tief eingeprägt, weil ich sie von meinen Eltern immer wieder gehört hatte. Sie bedeuteten den Untergang unseres Kaiserreiches, den Zerfall der Donaumonarchie Österreich-Ungarn. Neue Staaten wurden gegründet und was übrig blieb, wurde zur Republik Österreich erklärt. Meinen Vater, den k.u.k. Wachtmeister, machte man zum Revier-Inspektor, wie man alle Beamten der Exekutive zu Inspektoren umbenannte. Meine Mutter hielt nicht viel von diesen Titeln. Für sie, die Kaisertreue, war die Abdankung und Verbannung des Kaisers vielleicht der größte Schock ihres Lebens. Das Dreigestirn "Gott-Papst-Kaiser" strahlte nicht mehr in ihrem Himmel. Die kaiserliche Uniform meines Vaters habe ich noch in Erinnerung - den Waffenrock, den Helm mit dem Doppeladler, den Säbel. Sie hingen lange, nachdem sie ausgedient hatten, in unserem Dachboden.

Was für Bilder habe ich aus diesen Umsturztagen ? Ich sehe die vielen Eisenbahnzüge mit Soldaten, wie sie wie Bienen im Stock auf Trittbrettern, Puffern und Dächern klebten. Sie haben der Front den Rücken gekehrt und sind nun auf dem Heimweg. Wir Dorfbuben standen Stunden beim Bahnkörper oberhalb des Altersheims und warteten, ob nicht etwas Eßbares oder sonst was Brauchbares abfiel. Ich wurde zum ersten Mal mit dem Wort und Gebäck "Zwieback" vertraut. Manchmal trieben sich Soldaten und Kriegsgefangene, die bei Bauern als landwirtschaftliche Hilfskräfte eingesetzt waren, im Dorf herum und sorgten für Krawalle und Schießereien. Auch dreiste Überfälle auf Gütertransporte wurden ausgeführt. Die Täter nützten die Steigung in Richtung Hochfilzen aus und sprangen auf die Züge. Der Gendarmerieposten hatte viel Bereitschaftsdienst. Zum Unterschied von 1945 war die Gemeinde nicht von fremden Truppen besetzt.

Ein Unglück kommt selten allein: 1918 wütete die größte Grippewelle aller Zeiten. Weltweit fielen ihr 20 Millionen Menschen zum Opfer. Ich habe von meinen Eltern nie erfahren, ob Leogang Tote zu beklagen hatte. Erkrankungen gab es jedoch genug.

Das Kriegsende fiel mit meinem Schulbeginn zusammen. Wenn ich zurückdenke - ich bin immer gern zur Schule gegangen. In der ersten Klasse war es Fräulein Pölzl, die mich in die Schreib- und Lesekunst einweihte. Von ihr habe ich nur gute Erinnerungen. Es war vielleicht Jahre später in Salzburg, daß sie mich als Studenten im Borromäum einmal zu einem Mittagessen zu sich gebeten hat. Diese Abwechslung im Speiseplan hätte nicht willkommener sein können, denn das Essen im Institut ließ sehr zu wünschen übrig - und das ist ein "understatement". Die Zeit unmittelbar nach dem Krieg war ebenfalls durch Hunger und Not gekennzeichnet. Weil man zur Bekämpfung der Hungersnot nicht mehr auf die Unterstützung des Landes rechnen konnte, sahen sich die Gemeinden oft genötigt, die Versorgung durch Requirierungen aufrecht zu erhalten. Bald traten auch die Feinde von gestern bei der Hilfe auf den Plan. Es war in den ersten Wintertagen, als uns Fräulein Pölzl sagte, wir sollten am nächsten Tag ein Eßgeschirr mit in die Schule bringen. Damit wanderten wir dann zu Mittag im geschlossenen Zug über den Meßnersteg zum alten Schulhaus (heute Gemeindeamt), wo sich die amerikanische Kinderhilfsaktion niedergelassen hatte. Da gab es Milchreis, Grießbrei oder Kakao mit Milchbrot. Bei besonderen Anlässen bekamen wir einen Wecken Milchbrot zum Heimnehmen. Mir ging es dabei so wie dem kleinen K.H. Waggerl in einer seiner Weihnachtsgeschichten; ich kam mit einem durchlöcherten Wecken nach Hause.

Unter meinen anderen Lehrern darf ich Oberlehrer Puschej nicht vergessen. Er war mein Klassenlehrer im zweiten Schuljahr. Damals kritzeln die Schüler in den Anfängerklassen ihre Buchstaben und Ziffern auf Schiefertafeln. Der Ausdruck "Taferlklassler" stammt aus dieser Zeit. Ein Vorteil dieser Tafel war, daß man das Geschriebene jederzeit mit Spucke und Schwamm auslöschen konnte. Im Schreibunterricht mußten wir unter Puschej stundenlang Wandtafeln mit Merkwörtern abschreiben, mit der ausdrücklichen Anweisung, die volle Tafel gleich wieder abzuwischen. Wir Schüler wollten es nicht wahrhaben, daß der Lehrer am Fortschritt unserer

Schreibkunst so wenig interessiert war. Immer wieder hob der eine oder andere die Hand: "Herr Oberlehrer, ich bin fertig", aber jedes Mal wurde er mit der gleichen Antwort abgewiesen: "Auslöschen und wieder anfangen". Der Oberlehrer wollte bei seiner Beschäftigung am Katheder, was immer es war, nicht gestört werden. Herr Puschej war auch ein passionierter Jäger, was wiederum in anderen Gebieten des Unterrichts seinen Niederschlag fand. So wurden im Gesangsunterricht ausnahmslos Lieder vom "Gamsei Jagn" und ähnliche gesungen. Sein Lieblingsobjekt beim Zeichnen war der Hase. Und das war dem Vernehmen nach alles, was er jemals bei der Jagd geschossen hatte.

Leogang ist meine Geschichte. Alle wesentlichen Erfahrungen habe ich hier gemacht, die erste Musik habe ich in dem Dorf, aus dem ich herkomme, gehört. Musik hat mich immer fasziniert. Zuerst waren es die Lieder, die meine Mutter gesungen hat, dann vielleicht der Kirchenchor oder die Musikkapelle, die mein musikalisches Interesse weckten. Mir ist heute nach unzähligen Jahren der Name des ersten Flügelhornisten der Kapelle noch in der Erinnerung: Ein gewisser Ackerer, ein Zimmermann von Beruf, war für mich ein Meister seines Fachs, für den ich große Bewunderung hatte. Der ersten mechanischen Musik habe ich im Gasthaus Madreiter mit Begeisterung zugehört. Dort konnte man auf einer dieser neuen Maschinen mit Handkurbel "His Master's Voice" hören. Entweder hatten die Madreiter nur eine Platte oder wir Kinder spielten von mehreren immer die gleiche wieder: "Adieu, mein kleiner Gardeoffizier", diese schnittige Melodie von Robert Stolz, ist mir seither nicht mehr aus den Ohren gegangen. Mein musikalisches Talent wurde später im Borromäum gefördert. Singen, Flötenspiel, Klavier, Orgel und Theorie waren meine musischen Fächer. Jahre später habe ich vier Semester im Mozarteum angehängt, mit Orgelspiel bei Professor Sauer als Hauptfach.

Die Nachkriegsjahre, also meine Volksschul- und Gymnasialjahre, waren eine Zeit großer wirtschaftlicher und politischer Spannungen. Neben der Unbeständigkeit der Grenzen und Staatsformen mußte unsere Generation erfahren, daß auch die Währung nichts Dauerhaftes war. Das Geld wurde von einem Tag zum anderen wertloser, die Preise für lebenswichtige Güter stiegen im gleichen Tempo. Erst Kanzler Seipel gelang es 1922, der Inflation Herr zu werden, aber unter großen Opfern für die Bevölkerung. Wer Ersparnisse hatte, war der Dumme. Die 10.000 Kronen, die ich von meinem Paten Herrn Hutter zur Firmung bekommen hatte, waren plötzlich auf einen Schilling zusammengeschrumpft, den Wert von zwei Laib Brot. Da leuchtete es meinem Firmgöd offenbar ein, daß er mit seinem Geschenk nicht sehr großzügig gewesen war. Er rief mich in seinen Laden und schnitt mir von einer großen Rolle einen Anzugstoff, "was er hätte gleich bei der Firmung tun sollen". Damit zitiere ich ein Bemerkung, die meine Mutter gemacht hatte. Wer mir den Anzug geschneidert hat, habe ich nicht mehr im Gedächtnis. Jedenfalls war das mein neues Gewand, mit dem ich 1924 nach Salzburg ins Borromäum einrückte.

Nochmals zurück zu unseren Familienersparnissen. Diese sind wir schon lange vor der Inflation losgeworden, denn mit unserem Glück beim Geld, haben die Eltern damit Kriegsanleihe gezeichnet.

Mit dem verlorenen Krieg war dann auch das Geld verloren, das wir Kinder als Nestei von unserem Großvater, einem Bäckermeister aus Tamsweg, bekommen haben. Es waren pro Kind gute 10,000 Kronen aus der Kaiserzeit.

Auch die große Arbeitslosigkeit der Zwanziger Jahre traf unsere Familie hart. Mein Bruder Sepp erhielt nach erfolgreichem Abschluß der Forstschule in Orth bei Gmunden eine Anstellung als Forstaspirant in Hintersee bei Faistenau. Es waren keine paar Monate vergangen, da kam aus Wien ein Dekret an alle Forstämter, wonach die Absolventen dieses Försterjahrgangs fristlos zu entlassen wären.

Das österreichische Bundesheer der ersten Republik war ein Berufsheer und als solches eine Art Sammelbecken für junge arbeitslose Männer. So suchte auch mein Bruder dort eine neue Karriere. Durch Studium (Gymnasialmatura) und zielbewußtes Streben gelang es ihm, sich zu einer Stellung im Hauptmannsrang emporzuarbeiten. Erst nach 1945 konnte er den Försterberuf wieder aufnehmen. Die gleiche militärische Laufbahn schlug auch mein Bruder Hans ein und beendete sie als Inspektor der Zollwache.

Das Verlegen der Fernsprech-Kabel und die Elektrifizierung der Bahnstrecke Saalfelden - Wörgl in den Zwanziger Jahren brachte allerhand fremdes Volk ins Dorf und damit Arbeit und Ärger für den Gendarmerieposten. Für mich und meinen Bruder Toni erwies sich diese Bautätigkeit jedoch als Geldquelle. Wir arbeiteten für das Postamt als Telegrammzusteller an die Baufirmen und ihre Ingenieure, die auf dem 16 km langen Gemeindegebiet verstreut waren. Die ambulanten Feldkanzleien dieser Firmen verfügten über keinen Fernsprechanschluß und waren somit zwecks Nachrichtenübermittlung auf das Telegrafenamnt der Post angewiesen. Es war unsere Hausfrau, die Frau Postmeister, die uns zu diesem Sommerjob verholfen hatte. Für jede Depesche wurde vom Postamt ein Kilometergeld errechnet, das wir kassieren und einstecken durften. Obendrein fielen meistens noch ein paar Zehnerl Trinkgeld ab. Die Zehnerl von damals waren die Schillinge von heute. Toni und ich waren keine "schnelle Post", weil wir bei den Gängen auf unsere Beine angewiesen waren. Für den Ankauf eines Fahrrades hatte dieser neue Geldsegen nie gereicht.

Die Poschachers, die Hausbesitzer, waren für die längste Zeit ein Frauenhaushalt, denn Herr Poschacher ist sehr früh verstorben. Seine Frau, die von 1903 bis in die Zwanziger Jahre das Postamt führte, war sehr wunderlich. Einmal wollte sie mein Bruder Toni im Garten fotografieren. Als er den Apparat ansetzte, suchte sie das Weite wie eine verschleierte Muselmanin beim Anblick einer Kamera. Wir hörten sie nur etwas wie "eine Feindin allen Fotografierens" sagen. Herrn Poschacher, der keiner regelmäßigen Arbeit nachging, haben wir in Erinnerung, wie er mit Schaufel und Schubkarren auf den Dorfstraßen unterwegs war, um Roßknödel zu sammeln. Diese dienten ihm in seinem Garten als Dünger, und wie ich sagen muß, mit Erfolg, denn seine Erdbeeren waren die schönsten weit und breit. Wenn er den Orientexpress auf der Bahnstrecke fahren sah, murmelte er gelegentlich etwas von "fetten Kapitalisten". Nach seinem frühen Tod lebten

dann mit Unterbrechung eine oder beide der ledigen Schwestern der Frau Poschacher im Haus. Es war nicht immer eine leichte Sache für eine siebenköpfige Familie, mit ihnen unter einem Dach zu wohnen, wo jeder Schritt, den wir Kinder machten, unter uns von der Hausfrau und ihrem Anhang registriert wurde.

Dr. Kaserer, der Vorgänger von Dr. Thalman, war Sprengelarzt, als ich zum ersten Mal ärztliche Hilfe brauchte. Es war im Sommer 1922. Einige Buben vom Dorf und ich tummelten uns auf der Kegelbahn vom Kirchenwirt herum, wo wir offensichtlich irgendeinen Unfug getrieben haben müssen, denn plötzlich kam die Kirchenwirtin, die Wirtslena, die Großmutter der heutigen Wirtin, mit einem Donnerwetter daher. Uns blieb nur ein Fluchtweg, nämlich der Sprung von der Kegelstatt auf die Straße hinunter. Den anderen gelang es zu entkommen, nur ich blieb mit einem gebrochenen Bein auf der Strecke. Man brachte mich nach Hause, wo mir Dr. Kaserer das Bein einrichtete, es mit zwei Schienen versah und bandagierte. Dann bettete man mich nieder und brachte das Bein mittels zweier flacher Sandsäcke in Ruhestellung. Und von dieser Stellung durfte ich es nicht mehr rühren. Lange Wochen gingen vorüber, ehe ich die ersten Gehversuche anstellen konnte. Der erste Krankenbesuch kam vom Kirchenwirt; die Wirtslena stellte sich mit einem ordentlichen Stück Speck und anderem eßbaren Zeug an meinem Bett ein. Wenn ich zurückdenke, frage ich mich heute noch, ob der gute Doktor sich auf sein Handwerk richtig verstanden hat. Jedenfalls muß er nie etwas von einem Gipsverband gehört haben.

Ein relativ unbedeutendes, aber nicht alltägliches Mißgeschick, das keine ärztliche Hilfe nötig hatte, passierte mir im Laden des Fleischhauers Frick. Meine Mutter schickte mich hin um Fleisch und Suppenknochen. Zu ihrer Verwunderung kam ich außer mit dem gewünschten Suppenzeug mit einem Kranz Wurst und mit blutigen Lippen nach Hause. Was war geschehen? Beim Zerkleinern der Knochen hat Herr Frick sein Hackbeil zu stark geschwungen. Ein Knochen traf mich am Munde und lädierte meine Oberlippe. Damals hat Frick Thomas den Schaden so gut er konnte, gutzumachen versucht. Heute stehe ich in der Schuld seines Sohnes Julian. Vor fünf Jahren wurde in den USA bei mir ein Krebsleiden erfolgreich behandelt. Es ist jetzt sozusagen in Ruhepause. Nun wacht der Urologe Julian darüber, daß es so bleibt. Nicht alle Leser dieser Zeilen wissen vielleicht, daß Julian in seinen jungen Jahren auch in kirchlichen Diensten tätig war. Er ist einer der wenigen Auserwählten in der Pfarrgemeinde gewesen, der bei der Auferstehungsfeier am Karsamstag einen Kirchenvorhang niederlassen durfte- ein Akt, der geschickte Hände erforderte, die Julian offenbar damals schon hatte. Leider wurde dieser volkstümliche Osterbrauch ein Opfer der "Neuen Liturgie".

Peter Gaßner war 30 Jahre lang als Pfarrer im Ort tätig. Er hat alle Schmidt Kinder getauft und sie in Religion unterrichtet. Er war ein Seelsorger, der in K.H. Waggers Worten "seinen Hirtenstab nicht wie einen groben Stecken handhabte, sondern ihn eher als Ölzweig unter die Leute trug". Besonders als Religionslehrer war Peter Gaßner die Güte in persona. Für ungezogene Schüler gab es immer nur die Androhung der Strafe, nie das Straf-

gericht selbst. Wir Schüler kamen bald auf das Geheimnis, wie man sich in dem Gegenstand eine gute Note sichern konnte, nämlich durch den Bezug der kleinen Zeitschrift "Das Negerkind", deren Erlös der Afrikamission zugute kam. Doch ein Pfarrer kann seiner Gemeinde selten alles recht machen. So waren viele mit seiner Sonntagsliturgie nicht immer einverstanden. Besonders seine Hochämter mit den ermüdenden Predigten zogen sich je nach Größe des Feiertags eineinhalb bis zwei Stunden hin. Kein Wunder, wenn ein Teil der Kirchengänger sich die Zeit auf dem Kirchplatz oder im Wirtshaus verkürzte und erst nach der Predigt in die Kirche kam.

Nur einmal, wie ich mich entsinne, verlor sich der Pfarrer in seiner Rolle als der Gute Hirt und ließ Pech und Schwefel von der Kanzel auf die Gläubigen niederregnen, in einer Art Kreuzzug gegen die in der Bevölkerung umgreifende Unsittlichkeit. Es war in den schwülen Nächten eines Sommers, daß sich junge Leute aus Sinning und Rosenthal regelmäßig an Wochenenden auf der Stoffenalm, auch Bischofsalm genannt, zum Almtanz zusammenfanden. Und dem Vernehmen nach ist es dabei nicht beim Tanz allein geblieben. So hatte die Pfarrgemeinde den Pfarrer schon lange nicht mehr predigen hören. In Scham neigten sich die Köpfe der Zuhörer dabei immer tiefer auf den Betstuhl.

Aus meinen Ministrantentagen kann ich den Stefanitag 1923 nicht vergessen. Am späten Nachmittag rief mich der Pfarrer zu einem Versehen. Ein Bauer im Gerstboden lag im Sterben. Es war ein stürmischer Wintertag, wie sie in meiner Kindheit keine Seltenheit waren. Auf dem Hinweg war der Sturm noch erträglich, aber als wir uns nach einer Klotzenbrotjause beim Bauern auf den Heimweg anschickten, war es bereits stockdunkel und der Sturm wurde zum Orkan, gegen den anzukämpfen wir große Mühe hatten. Schließlich erreichten wir das Dorf. Beim Gasthaus Madreiter gingen unsere Wege auseinander. Der Pfarrer stampfte links vom Madreiter dem Pfarrhof zu, ich nahm rechts davon den direkten Weg zum Posthaus. Und dann, kaum war ich am Gasthaus vorbei, das schier Unglaubliche: Vor mir türmte sich eine hohe Schneewächte empor, gegen die und den Wind anzugehen mir aussichtslos erschien. Ich mußte zurück und ging den Rest des Heimwegs über den Schul- und Kirchplatz. Am Friedhof vorbei roch ich schon den Duft des häuslichen Feuers. Damals gab es noch Weihnachtstage, an denen sich die Leute nicht um zuwenig, sondern um zuviel Schnee Sorge machten. Ich zitiere einen Bericht aus der Leoganger Schul-Chronik vom Jahre 1923: " Am 25., 26. und 27. Dezember wurden durch starken Schneefall und heftige Stürme alle Wege unpassierbar gemacht und Post- und Bahnverkehr zum Einstellen gebracht. Der Frachtverkehr mußte ganz gesperrt werden. Von Leogang nach Hochfilzen verkehrte die Bahn nur eingleisig.

Ich war als Ministrant auch sonst mit dem Pfarrer viel unterwegs. Da gab es die jährlichen Bittgänge nach Saalfelden, Maria Alm und Kirchenthal, sowie die wöchentlichen Messen in Hütten, nach denen beim Hüttwirt oder Oberlehrer Steidl ein reichliches Frühstück auf uns wartete. Unvergeßlich bleiben mir die Wallfahrten nach Kirchenthal - nicht etwa wegen des geistlichen Gewinns, den sie zweifellos für die Teilnehmer einbrachten, sondern wegen der Unmengen von Staub, dem wir auf dem vielstündigen Fußmarsch

durch die Hohlwege ausgesetzt waren. Die Straßen hatten damals noch keinen staubfreien Belag, und jedes Mal, wenn ein Fahrzeug an uns vorbeifuhr, erhob sich eine Wolke von Sand und Schmutz, die den Pilgerzug vollends einhüllte. Zum Glück waren es verhältnismäßig wenige Autos, aber genug, um uns die Wallfahrt zu versauern.

Es ist kein Allerheiligentag vergangen, an dem nicht unsere Familie, wie es der Brauch ist, auf den Friedhof ging und ein Licht zum Totengedenken anzündete. Da wir bis zum Tod unserer Mutter i. J. 1938 kein Familiengrab hatten, besuchten wir das Grab eines jungen Gendarmeriebeamten, der wie auf dem schwarzen Marmor zu lesen stand, in der Ausübung seines Dienstes tödlich verunglückt war. Josef Steingruber stolperte auf einem Dienstgang in den Griesenalmen am Spielberg beim Übersteigen eines Almzaunes über sein Gewehr und fiel in das darauf aufgepflanzte blanke Bajonett. Er mußte ohne fremde Hilfe verbluten - das Opfer einer unsinnigen alt-österreichischen Dienstvorschrift. Jahre später durfte ich, als ich groß genug war, meinen Vater auf einem ähnlichen Almgang begleiten. Nicht ohne Rührung zeigte er mir den Unglücksort. Heute ist Steingrubers Grab aufgelassen und sein Name vergessen.

Nicht vergessen sind jedoch die Namen mancher Leoganger, die bei der Edelweißsuche auf den Spielberg Hörnern ihr junges Leben aufs Spiel gesetzt hatten - eine kleine Kapelle bei der Vogleralm erinnert an sie - oder die beiden Brüder Scheiber, die ohne den Berg herauszufordern, sein Opfer wurden.

Ich kann mich keines Ereignisses aus meiner Kindheit so gut entsinnen, wie jenes Sonntags, an dem unsere Familie nach Untermadreit zum Kirschenpflücken eingeladen war. Zu der Zeit konnte man nicht einfach in einen Laden gehen, um Obst zu kaufen. Es gab nämlich keines. Die einzige Quelle dafür war beim Produzenten, dem Bauern. Wir Buben, ungewohnt an dergleichen Luxus, freuten uns schon lange auf den Tag. Mein Bruder Toni war noch zu klein, um ihm die Klettertour auf dem Baum zuzumuten. So waren es mein Bruder Hans und ich, die die Milchkannen, die wir zu diesem Zweck mitgebracht hatten, bis zum Überlaufen füllten, aber nicht bevor wir unsere Mägen versorgt hatten. Andere Leoganger Bauern, die gerne einen Teil ihres Ertrags mit uns teilten, waren die Grundbachbäuerin, der Grundner-, Pfindl- und Maschtlbauer (Martl). Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß wir Buben gelegentlich auch eine Art Selbstbedienungsladen für Äpfel und Birnen hatten, und das ausgerechnet beim Pfarrer. Dort wo heute die schmucke Sonnrainsiedlung steht, erstreckte sich vor Jahren das sogenannte Pfarrlehen mit einem reichen Obstgarten. Ein Vorteil dieses Gartens : Er war vom Besitzer nicht eingesehen. Nur war aber das wegen des Diebstahls beim Pfarrer so eine peinliche Sache beim Beichten. Ich sagte ihm nichts davon, denn nach dem, was er uns über die läßlichen Sünden im Unterricht sagte, hatte ich das Gefühl, ich könnte am 7. Gebot gerade noch vorbeischlüpfen.

Die einzige gemeinsame Sommerausfahrt, die sich unsere Familie jedes Jahr leisten konnte, war der Besuch der Maschtlalm (Martlalm) unweit vom Bahnhof Hochfilzen. Dort waren wir auch in den

knappen Nachkriegsjahren nicht ungebetene Gäste, ebenso wie auf der Grundneralm (heute Matzalm). Schon auf der Bahnfahrt nach Hochfilzen oder auf dem Fußweg in den Schwarzbach Graben wurden wir von den Eltern unterwiesen, wie wir uns bei der Alm-
jause zu benehmen hätten. Keinesfalls dürften wir unverschämt sein, und den Milchstotzen, sowie den Teller mit Butter und Käse leer essen. Und wie recht die Eltern mit dieser Unterweisung hatten ! Nicht etwa weil es zum guten Ton gehört, auf dem Tisch etwas zurückzulassen, sondern weil unsere Mägen manchmal das viele Fett nicht vertragen haben. Für Leser, die mit dem Wort "Stotzen" nicht vertraut sind ; das waren niedrige Holzschaffe, die seinerzeit auf den Almen zum Abrahmen der Milch in Gebrauch waren. Gasthausbesuche mit einem Elternteil waren eine Seltenheit. Ich weiß nur von ein paar Fronleichnamsfesten, an denen uns der Vater nach dem Umgang ins Gasthaus Frick führte und uns mit Würstelsuppe und Kracherl bewirten ließ. Das Wort "Urlaub" kannten unsere Eltern nicht.

Der Zufall brachte während meiner Schulzeit zwei Lehrer mit dem Namen "Franz Steiner" in die Gemeinde. Beide waren meine Klassenlehrer, einer wurde mein Schwager. Die Leoganger haben sie mit Hilfe ihrer Namensheiligen auseinandergehalten. "Xaver", oder auch wegen seiner Körperlänge "Der Große Steiner" genannt, war nur wenige Jahre hier tätig. Ihm verdankt der Ort die Organisation des ersten Schüler-Preisskilaufs im Februar 1924. Ein Bild davon habe ich dem Leoganger Museum zur Verfügung gestellt. "Sales", mein Schwager, wirkte sowohl als Lehrer als auch als nebenberuflicher Zahlmeister der Raiffeisenkassa während eines Großteils seiner aktiven Jahre in der Gemeinde. Wenige Beamte im heutigen Raika-Bankgebäude können sich von seiner Arbeit einen Begriff machen. Zugegeben, daß sich der Geschäftsumfang von damals mit dem von heute nicht vergleichen läßt, aber mein Schwager hat unter anderem drei Währungsumstellungen während seiner Amtszeit zu meistern gehabt : 1924 von Kronen auf Schilling, 1938 von Schilling auf Reichsmark und 1945 von Reichsmark zurück auf Schilling. Die längste Zeit stand ihm bei der Arbeit nicht einmal eine Addiermaschine zur Verfügung. Mein Bruder Toni und ich haben ihm oft beim Addieren der langen Kolonnen von Ziffern zum Jahresabschluß geholfen. Was man in einem modernen Bankbetrieb mit einem Knopfdruck am Computer bewerkstelligen kann, dazu brauchte man vor 50 Jahren stundenlange Arbeitsgänge im Kopf und mit der Hand.

Nach dem frühen Tod unserer Mutter fanden meine Brüder und ich im Hause Steiner immer ein Daheim, wenn wir während der Ferien oder sonst auf Besuch nach Leogang kamen. Kein Wunder, wenn man manchmal unsere Verwandtschaftsverhältnisse durcheinander brachte und mich zum Steiner Karl machte. Jedenfalls hatte ich als solcher beim Embachbauern einen schlechten Namen. Frau Fröhlich wollte dort einmal Preiselbeeren kaufen, worauf man ihr sagte: "Wir haben heuer keine Granggen. Der Steiner Karl hat alle weggebrockt". Was ist schon eine Kanne voll in einem guten Granggenjahr, das es war !

In den knappen Jahren war es in unserer Familie üblich, daß Wäsche und Kleidungsstücke geflickt, gestopft und gewendet wurden, bevor man sie endgültig weglegte. Zum Wenden von Hemdkrägen

kamen unsere Näherinnen, "Neuhäusl Moidei" und "Zenzi" (Frau Pöttinger) ins Haus "auf die Stör", ein Brauch, der lange der Vergangenheit angehört. Beide verstanden sich auf die Kunst, aus dem Unterteil dem Hemd einen neuen Kragen aufzusetzen. Zenzi war sehr empfindsam gegen Lärm aller Art. Beim geringsten Anfall von Migräne packte sie ihre Sachen und ging heim. Schon Tage bevor sie im Anzug war, wurde uns Kindern eingebleut, wie wir uns zu verhalten hätten. Gewöhnlich verbannte man uns ins Dachzimmer oder ins Freie. Ganz anders die Neuhäusl Schneiderin. Wir freuten uns auf sie, denn sie brachte immer gute Laune ins Haus, aber beim Nähen war sie vielleicht nicht so geschickt wie die Zenzi. Trotzdem vertraute ihr meine Mutter das Nähen eines neuen Hemdes für meine Firmung an. Irgendetwas muß dabei schief gegangen sein, denn als ich es am Firmungsmorgen anzog, merkten wir, daß der Krawattenknoten nicht dort zu sitzen kam, wo er hätte sein sollen, nämlich unter dem Kinn. Er war seitlich verrutscht gegen das Ohr zu. Irgendwie fand die Mutter einen Ausweg aus dieser Verlegenheit.

Wenn es zu Änderungen von Vaters Uniformjacken kam, ging man zum Schneider "Bascht", der seine Werkstatt gleich im Dachzimmer des Nachbarhauses (heute Lederer) hatte. Einmal waren die Krägen an zwei Jacken fällig zum Wenden. Mit den reparierten Stücken kam auch die Rechnung, auf der zu lesen war: "Herrn Wachtmeister Schmidt zweimal den Kragen umgedreht(Schillingbetrag)". Nach dem Tod vom Schneider Bascht erzählte man sich, daß es in seiner Kammer gegeistert haben soll. Da ich als Kind immer großen Respekt vor Geistern hatte, ging vor dem Schlafengehen mein Blick immer auf die Dachkammer gegenüber, um mich zu vergewissern, ob da nicht irgendeine in weißem Mantel gehüllte Gestalt durch den Raum huschte. Aber so wie es mir schien, hatte der gute Bascht seine letzte Ruhe gefunden.

Und was unsere Nachbarn betrifft, hätten wir uns keine besseren wünschen können. Da war auf der Seite zur Kirche hin die Armee der Toten; Leoganger, die schon in den ewigen Frieden eingegangen sind. Auf der andern Seite alteingesessene Leoganger von echtem Schrot und Korn : Leni und Loisi, Töchter der verdienten Lehrersfamilie Widauer mit ihren Familien. Loisi war die Frau des Schmiedemeisters Leonhard Brandstätter, der seine Schmiede im Nachbarhause hatte. In der Schulchronik ist er 1924 als "Erbauer des Ersten Lichtwerkes" in Leogang genannt. Seinen Bruder Dr. Anton B., ebenfalls von Pirnberg, hatte ich im Borromäum als Professor. Wir Kinder waren in der Werkstatt vom "Schmied Leandl" nicht immer gern gesehen, und wenn ihm manchmal der Geduldsfaden riß, waren wir vor einem Rausschmiß nie sicher. Nach seinem vorzeitigen Tod haben wir Herrn und Frau Loisi Lederer mit Kindern, Geißen und der Hausmagd Moid als Nachbarn liebe gewonnen. Frau Lederer traf ich das letzte Mal in Kanada, wo sie bei ihren Kindern einen Besuch machte. Sie war überall, ob in der Heimat oder in Übersee von der gleichen gewinnenden Art, deretwegen man sie allgemein geschätzt hatte. Ihre Schwester Leni Stockklausner führte in einem Anbau zum Haus ein kleines Geschäft, wo wir Kinder unsern Bedarf an Zuckerln deckten - wegen des guten Preises. Ihr Mann, der namhafte Laien-Mineraloge war weitem bekannt wegen seiner Sammlung von wertvollen Steinen. Jedes Mal, wenn er einen seiner seltenen Funde gemacht hatte, führte

er meinen Bruder und mich in seine Mineralienhütte am Schwarzbach, um uns den Schatz zu zeigen. Einmal gab er uns die große Tour durch den Danielstollen im Spielberg. Alles in allem eine wertvolle Bereicherung unseres Schulwissens !

Unseren dritten Nachbar, die Bauersleute von Grundbach besuchten wir nicht, bei ihnen waren wir zu Hause. Abgesehen von unserem Geburtshaus gibt es in Leogang keinen zweiten Platz, der mit so vielen lebendigen Kindheitserinnerungen verknüpft ist, wie das Grundbachgut. Da waren die zwei Buben der Bäuerin Hans und Sepp, Schulkameraden und Spielgefährten zugleich. Mit ihnen verband uns bis in die Erwachsenenjahre echte Freundschaft. Hans, der ältere, starb 1944 in russischer Gefangenschaft; Sepp, der letzte Bauer, vollendete sein arbeitsreiches Leben vor einigen Jahren. Ihre Mutter, lange bereits tot, mußte schon als junge Witwe die Landwirtschaft führen, denn ihr Mann war im Ersten Weltkrieg gefallen. Meine Mutter hatte eine hohe Meinung von der Grundbachbäuerin. Die Frau war ein Bild voll Wärme und Güte; ein Bild das niemals verblassen wird. Ob Nachbarkinder oder fremdes Volk, niemand stand beim Grundbach jemals vor verschlossenen Türen. Bekanntlich waren in den schweren Jahren von Ort zu Ort ziehende Bettler und Landstreicher keine Seltenheit. Sie suchten eine Schlafstelle auf dem Heuboden oder im Stall. Keiner von ihnen ging beim Nachbarn am Morgen jemals hungrig vom Hof. Wenn wir Kinder aus der Enge des Posthauses ins Freie wollten, fanden wir beim Grundbach jede Möglichkeit, unser Lieblingsspiel oder unseren Lieblingssport auszuleben. (Die Buben dort hatten sogar ein regelrechtes Sportreck gebaut). Und auf einem Hof gibt es für Kinder hundert Dinge und bäuerliche Arbeiten zu beobachten. Die zahllosen dort verbrachten Ferienstunden waren unser "Urlaub auf dem Bauernhof". Heute wächst beim Nachbar von damals eine neue Generation heran, die nicht minder tüchtig ist. Der Stall ist jetzt leer und verpachtet sind die Felder. Der Ertrag aus der kleinen Landwirtschaft ist zu ungewiß, der Gewinn zu schwankend, die mühevollen Arbeit lohnt sich nicht mehr. Wenn ich manchmal mit Nani, der letzten Bäuerin spreche, werden unwillkürlich Erinnerungen wach an die Zeiten von lange zurück.

Ich möchte dieses Kapitel mit einer heiteren Note beschließen. Meine Schwester Greti war in ihren ledigen Jahren in einem Textil - Geschäft in Hofgastein als Lehrling tätig. Als sie zu den ersten Weihnachtsfeiertagen nach Hause kam, brachte sie jedem ihrer Brüder einen sportlichen Wollschal als Geschenk, was sich in der Nachbarschaft natürlich herumsprach. Zu der Zeit wohnte beim Grundbach eine Leogangerin, die Tochter eines Oberlehrers, die als scharfe Beobachterin und Kritikerin der Leoganger Szene bekannt war. Auf Umwegen kam uns zu Ohren, was sie über unser neues Kleidungsstück in Umlauf zu bringen hatte: "Hiatz habn dö Wachtmoaster Narrn gar den gleichen Schal wie dö Forstmoaster Narrn". Diese waren die zwei Söhne des Bayrischen Forstmeisters Pausch. Die Familie gehörte zur Hautevolee von Leogang.

Von unserer mütterlichen Verwandtschaft, die weit herum im Pinzgau und Pongau verstreut lebte, war Frau Aigner, eine Tante meiner Mutter, die einzige unter den Anverwandten, die wir von Zeit zu Zeit besuchten. Die kinderlose Frau, von uns "Aigner Mutter" genannt, hatte in Saalfelden, Ritzenseestraße Nr. 3 ein Haus mit einer Krämerei in Besitz. Dort wurde unsere Mutter, ein lediges Kind, von ihr großgezogen. Es gab wenige Leute im Markt, die unsere Mutter als Saalfeldnerin nicht kannte. Sie arbeitete nämlich im Hotel zur Post, dem einzigen damaligen Sterne-Betrieb als Serviererin, bis sie diese Stelle mit der Mutterrolle vertauschte. (Heute ist im Post Hotel die Raika zu Hause). Als ich groß genug war, durfte ich die Mutter ab und zu nach Saalfelden begleiten. Jedes Mal, wenn wir ins Haus an der Ritzseestraße kamen, waren wir uns zweier Dinge gewiß : Einer guten Wurstjause und der Versicherung, daß dieser Besitz mit Krämerei, Garten und allem einmal unser sein würde. Mir schenkte sie bei einem dieser Besuche die goldene Uhr ihres verstorbenen Mannes.

Die Aigner Mutter ist mit zunehmenden Jahren kränklich geworden. Da hat sich eine Familie aus der Nachbarschaft ihrer angenommen; und die bösen Ahnungen unserer Mutter haben sich bestätigt: Die andern erbten den ganzen Besitz. Von unserem Erbanteil, dem wertvollen Pinzgauer Trachtenschmuck, sahen die Eltern nur die leeren Schachteln, denn in der Nacht wären Diebe, wie man uns sagte, eingestiegen und hätten den Schmuck mitgehen lassen. Und von den 1.000 Schilling Bargeld, das aus der Erbmasse an uns zu zahlen war, schulden sie heute noch einen Teil. Warum unsere Eltern das Testament und den verdächtigen Schmuckdiebstahl nie gerichtlich angefochten haben, ist mir bis heute unklar.

Weitläufige Vettern und Basen hatte unsere Mutter in Embach und St. Veit. Es war in den Ferien eines Sommers, da besann sich die Mutter, einen längst fälligen Besuch bei den Anverwandten im Pongau zu machen, und es galt auch für ausgemacht, daß ich sie dabei begleiten dürfe. Es sollte dies meine erste Bahnfahrt über Saalfelden hinaus werden. Schon Tage vorher ließ sie mich wissen, was es auf der Bahnfahrt nach Schwarzach an Interessantem zu sehen gebe: Tunnels, Wasserfälle, Klammern und Brücken; und daß dort am Reiseziel ein bequemes Nachtquartier und reiche Gastlichkeit auf uns warte. Ich sah diesem Abenteuer mit fiebriger Spannung entgegen. Das müssen schon die ersten Anzeichen einer Krankheit gewesen sein, die ich zeit meines Lebens nicht mehr losgeworden bin : Das Fernweh ! Damals war das Autobusnetz zu den Gemeinden abseits der Bahnstrecke sehr dürftig oder existierte überhaupt nicht. So mußten wir manche Strecke auf den staubigen Landstraßen zu Fuß zurücklegen. Und weil die Mutter selten eine Gelegenheit zu einer Wallfahrt, wenn sich eine bot, verpaßte, kam noch der Extra-Fußmarsch von Embach nach Maria Elend hinzu. Ich müßte lügen, wenn ich sagte, daß mir bei dem Ganzen immer wohl zu Mute war, denn in diesem Sommer brandte die Sonne unbarmherzig auf Straßen und Felder nieder. Aber je anstrengender unsere Fußmärsche waren, desto fürstlicher wurden wir bewirtet; und das alles zu einer Zeit, wo bei uns zu Hause Schmalhans Küchenmeister war. Besonders unsere Base in St. Veit, die Metzgerwirtin, verstand sich auf Gastfreundschaft. Und weil St. Veit auch eine der Stationen in meiner Lehrerlaufbahn war, plante ich schon länger ein Wieder-

sehen mit dem sonnigen Marktflecken. Die Gelegenheit dazu bot sich im letzten Frühling, als Gusta sich im benachbarten Genesungsheim Goldegg von den Folgen ihrer schweren Krankheit zu erholen versuchte. Wir saßen bei einer gemütlichen Kaffeejause im gleichen Gasthaus, das sich in der Zwischenzeit von einem Dorfgasthaus zu einem Sternen-Betrieb verwandelt hatte.

Von den Verwandten väterlicherseits haben wir nur unseren Onkel in Wien gekannt. Er verbrachte manchen Sommerurlaub mit seiner Familie in Leogang. Und was für einen guten Onkel wir in ihm hatten ! Warmherzigkeit und Mitgefühl waren seine Wesensart, den Mitmenschen Gutes zu tun, seine Herzenssache. Die Kriegs- und Nachkriegsjahre gaben ihm, dem Betriebsleiter einer großen Mühle in Wien, die Gelegenheit und Möglichkeit dazu. Vier Schwestern meines Vaters traf nach dem Krieg das schmachvolle Schicksal der Volksdeutschen in der Tschechoslowakei. Alle fanden schließlich in Deutschland mit ihren Familien eine zweite Heimat. Eine Kusine brachte es zu erheblichem Wohlstand.

Von den Naturkatastrophen, die unsere Gemeinde heimgesucht haben, ist mir das Hochwasser von 1924 besonders in der Erinnerung. Die durch tagelange heftige Regenfälle angeschwollene Ache mit ihren Nebenflüssen schob sich wie eine Wasserlawine durch das Leoganger Tal und hinterließ auf ihrem Weg Verwüstungen und Schäden an Häusern, Brücken, Straßen und Wiesen. Unter anderem wurden beim Sägewerk Hartl (Trogersäge) die Brücke und das Stauwerk zerstört und große Bretterstaffeln vom Wasser weggetragen. Vor mir steigen Bilder auf von unentwegten Männern, die mit Pickel und Krampen darangingen, das schöne Schnittholz aus dem Wasser zu fischen. Nur wenigen gelang ein guter Fang. Die Gegend beim heutigen Postamt und dem benachbarten Grundbachfeld hatte sich in einen riesigen See verwandelt, und als sein Wasser zurückgegangen war, sah man seinen Boden mit Schlamm, Steinen und toten Fischen bedeckt. Aber kein Gemeindegebiet ist vom Unwetter ärger mitgenommen worden als das Ullachtal. Selten ein Sommer, wo es nicht den entfesselten Elementen preisgegeben war. Wenige Leoganger vermögen daran zu denken, daß das Tal bis tief hinein einmal eine bukolische Flußlandschaft war, mit grünen, satten Wiesen entlang des Birnbachs, wohin wir zuweilen mit unsern Lehrern kleine Schulwanderungen unternommen hatten. Es gab in Leogang vielleicht keine bessere Spielwiese für Schulklassen als im Birnbachgraben. Unzählige Wolkenbrüche sind seither über die Steinberge niedergegangen, und seine ungezähmten Wasser haben das Tal immer wieder überflutet. Der Talboden wurde aufgerissen, das Flußbett verlegt; große Gesteinsblöcke, Moränen von Felsen, Schutt und Schlamm wurden ins Tal gewälzt, und haben sich verwirrt ineinandergeschoben oder zuhauf aufgetürmt. So ging es fort, ein Jahr um das andere, bis der Boden seine heutige Gestalt bekam. Der Wanderer erlebt heute im Birnbachtal hautnah die landschaftsverändernde Kraft des Wassers. Wo er einst den ebenen Talboden mit dem sanften Grün gemächlich zu Fuß durchstreifen konnte, findet er nun einen Hindernisgang, für den feste Schuhe und Trittsicherheit nötig sind. Es ist irgendwie beklemmend und unheimlich, durch diese "Verlorene Weide" zu wandern.

Zuletzt noch eine Rückblende auf zwei tödliche Unfälle, die seinerzeit im Dorf wegen ihrer Einzigartigkeit viel von sich reden machten. Daß es möglich ist, fast im Trockenen zu ertrinken, hat der Wagnermeister Resch bewiesen. Eines Morgens fand man seine Leiche im Flußbett des Saubaches an jener Stelle, wo der Fußgänger nach Hirnreit den Graben überquert. Wie so oft im Sommer führte damals der Bach kein Wasser, sondern ließ nur ein paar seichte Tümpel im Flußbett stehen. Und ausgerechnet in so einem Lackert kam sein Gesicht zu liegen, als man den Toten, sonst unverletzt, an jenem Montagmorgen aus dem Bachbett geborgen hatte. Die behördliche Todesursache war "Tod durch Ertrinken". Im Dorf begnügte man sich mit der Feststellung: "Der Wagner Rudl hat halt gern eins übern Durst getrunken". Ich verdanke dem Wagnermeister meine ersten Bretteln, auf denen ich mich als kleiner Bub im Skilauf versucht und ein paar Jahre später meine ersten "Profi-Skier" als Preis beim Schüler-Preis-skilauf erworben hatte.

Von der Gefährlichkeit der bäuerlichen Arbeit zeigt der Unfall vom Winter 1935, bei dem ein Knecht beim Streuziehen einen schrecklichen Tod gefunden hat. Der junge Dienstknecht Graf war mit einem schwer beladenen Ziehschlitten vom Irracheck talwärts unterwegs, wobei sein Schlitten außer Kontrolle geriet und er gegen einen Zaun raste. Dabei ist Graf von einem Zaunstecken buchstäblich durchbohrt worden.

Als ich im Herbst 1924 ins f.e. Gymnasium Borromäum, wie es damals noch hieß, eintrat, hätte ich nicht geglaubt, daß ich meine Kinderschuhe so unversehens abstreifen würde. Der Augenblick, in dem meine Mutter mich der Obhut des Präfekten Stampfl anvertraute, war für mich ein Erwachen, ja fast ein Aufschrecken, aus einem Traum in eine Realität, die ich während der sieben Jahre meines Verbleibens dort nie ganz akzeptiert habe. Ich hielt durch, weil es für mich nur eine Alternative gab, nämlich die Rückkehr in die Volksschule. Das sich jeden Tag wiederholende Ritual im Borromäum begann mit dem Aufstehen um 5.00 morgens; 5.20 Morgengebet in der Kapelle; 5.30 Geistliche Lesung; 5.50 Messe in der Kirche; 6.30 - immer noch nüchtern - Studium im oft ungeheizten Studiersaal; 7.30 Frühstück bestehend aus Brennsuppe oder "Kaffee" mit Schwarzbrot. (Meine Internatsjahre fielen in die Zeit der großen Wirtschaftsdepression, unter der auch das Borromäum zu leiden hatte). Um 8.00 Uhr begann der Schulbetrieb, der sich von dem eines weltlichen Gymnasiums kaum unterschieden hatte. Aber was die Erziehung anbelangt, hätte sie nicht engstirniger sein können. Folgende Begebenheit ist nur ein Beispiel: Am ersten "freien" Sonntagnachmittag trat ich, mit meinen Gedanken noch daheim, ans Fenster des Studiersaales im vierten Stock, um mir die Aussicht auf die heimatlichen Berge von der Salzburger Seite ein wenig anzusehen. In dem Augenblick war schon der Präfekt hinter mir. "Schmidt", sagte er: "weißt du, daß Fensterschauer nie den Weg zum Priestertum gefunden haben?". Nach der siebten Gymnasialklasse trat ich in das Bundesgymnasium Salzburg über, wo ich endlich freie Luft atmen durfte. So hatte der strenge Präfekt am Ende doch recht behalten: Meine Berufung ging buchstäblich zum Fenster hinaus. Es war der Schaden der Erzdiözese, und der Gewinn meiner Frau.